

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

11 (14.1.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Wie lange noch Zuchthaus auf Meineid?

Verbrechen, die das Gesetz schließt

Je mehr Strafgesetze, desto mehr Verbrechen! Das hierzulande 6000 Frauen jährlich ins Gefängnis müssen, weil gewisse Gesetze die Verbrechen für strafbar halten, ist ein Beispiel hierfür und ein offenes Schandmal.

Weniger bestraft aber von ungeheuren Schadensausmaß sind die Paragrafen, die den Meineid mit einer Strafe bis zu zehn Jahren Zuchthaus bedrohen. Sie sind Ausläufer des Mittelalters und der römischen Delicten. In der römischen Kaiserzeit wurde der falsche Schwur, auf den Namen des Herrschers geleistet, als Majestätsverbrechen, behandelt. Von diesen Majestätsverbrechen ist die alte Schriftsteller: Sie hätten mehr Unheil angerichtet als ein Bürgerkrieg! Da aber seit Augustus die römischen Kaiser zu Göttern erklärt worden sind, war Majestätsverbrechen auch Gotteslästerung.

Der römische Cäsarenwahnsinn hat es fertig gebracht, überhaupt ein Verbrechen der Gottheit unter Strafe zu stellen. Er hat es fertig gebracht, den auf den Namen Gottes geleisteten Eid als — Religionsverbrechen anzusehen.

Das mittelalterliche Kirchenrecht hat sich auf die Konstruktion gestützt, und so lernten die Germanen eine öffentliche Bestrafung des Meineids erst unter christlichem Einfluß kennen. Die alten Volksgesetze erwarteten nämlich bei falschem Schwur die Strafe von der Selbstverurteilung. Die Strafe mit irdischen Strafen vorzuziehen, ist nur einer Kultur möglich, die den Glauben an ein Jenseits überwunden hat. Daß sie sich zum Bewalter göttlicher Ehre aufstellt, ist eine erschießliche, demagogische, imperialistische Maßnahme — unter religiösem Deckmantel.

Der Inquisitionsprozess des spätmittelalterlichen Mittelalters hat das „Gottesgericht“, das sich in aller Zeit an den Eid angeschlossen, verzerrt. Man marterte den Angeklagten auf der Folter solange, bis er eine Schuld gestand — auch wenn er unschuldig war. Die Inquisitoren behaupteten allerdings, einen Unschuldigen würde die Folter nicht schmerzen. Aber das war eine Auslegung, die niemand von den bewandtesten Ärzten selbst ausprobieren hätte. Auf Meineid stand Tod, oder im „besten“ Fall, Abkochen der Schwurhand, O heilige Kirche!

Die Moderne führte den Prozess zur Logik und zur Vernunft. Hätte der Eid werlich noch seinen alten Sinn, nämlich mit der Anrufung Gottes den Fluch auf die Ungerechten herabzulassen, so würde damit das Individuum aus seiner Bestimmung zu den Mitmenschen ausgegliedert und einem „überfülligen“ Weiden gegenübergestellt. Diese mystische Inbesichtigung ist Kern der Religion, die deshalb keine soziale Erscheinung ist. Das Recht aber ist sozial, es erstreckt sich nur auf die Bindungen von Mensch zu Mensch und Gemeinschaft. Für mystische Solusnotus ist sie nicht kompetent. Hinzu kommt, daß nach Artikel 136 der Reichsverfassung niemand mehr „Bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden“ zu schwören braucht. Also sollte man an Stelle von Gott das Gewissen. Aber seit wann wird Gewissenhaftigkeit mit Zuchthaus bestraft? Sünde der Moral ist die Gefährdung, Sünde des Rechts die Handlung. Gewissenhaftigkeit unter Strafe zu stellen, würde nicht nur alle Sünden der Rechtsphilosophie über den Haufen werfen, sondern das Recht selbst in unauflösbare Widersprüche verwickeln.

Da verfiel die moderne Strafrechtslehre auf den letzten Ausweg, der ihr kein Ausweg mehr ist. Unter Strafgesetz betrachtet den Meineid nicht nur als Religionsdelikt, sondern als ein Delikt gegen die Tätigkeit des Staates, insbesondere gegen die Rechtspflege. So erklärt es sich, daß nur die ausdrücklich im Gesetz hervorgehobenen Eidensverletzungen strafbar sind (nicht etwa der falsche Privat- und der Bruch des Beamteneid). Die Sinnlosigkeit dieser Institution wird ganz offenbar in der Definition eines bekannten Strafrechtswissenschaftlers: „Eid ist eine Versicherung, die das Gesetz als Eid bezeichnet.“ Mit anderen Worten: Wenn man gegen eine interne, geschlossene Einrichtung der Justiz, die niemanden innerlich angeht, verstoßt, kommt man ins Zuchthaus. Zutritt zum Zuchthaus wollen — hat das noch etwas mit Recht und Gerechtigkeit zu tun? Seit wann sind Verabredungen des Verwaltungsapparates ethisch bindend? Aus Unvollkommenheit der Justizmaschine und Bequemlichkeit hätte der Staat am Eid festhalten wollen, um Verbrechen zu machen? Die Gesetze stehen, um Menschen zu verurteilen zu machen? Im schlimmsten Fall ist im Strafprozess die der Mißbrauch, der im bürgerlichen Strafrecht durch den Schandstrafen getrieben wird. Hier hat sich ein wahrer Kampf um den Eid entwickelt. Die Partei, die zuerst aus dem Zuchthaus entlassen wird, hat faktisch den Prozess gewonnen, auch wenn sie im Unrecht ist. Schwindet der Gläubiger, er habe das Geld nicht bekommen, und waren bei der Erfüllung nur er und der Schuldner anwesend, so ist der Schuldner in der Finte und ist der Eid auch eine dreiste Lüge. Ein Meineidsverfahren wird

in solchen Fällen von der Staatsanwaltschaft immer abgelehnt, weil Eid gegen Eid stehen würde.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß heute täglich auf den Gerichten zu ungunsten der Gegenwart Meineide geschworen werden, ohne daß man sie überführen kann — ein unhaltbarer Zustand, der sich auch bei den zahllosen Offenbarungseiden wiederholt.

Das Beweisverfahren unseres Prozesses knirscht daran, daß alles immer und immer wieder auf den Eid ankommt, obwohl oft die Fiktionsbeträge in keinem Verhältnis zu seiner Tragweite stehen. Diese Hypothese des Eidens mütet auch in Alimentationsprozessen, in denen uneheliche Mütter unter Eid zum Nachteil ihrer Kinder auszusagen müssen. Gerade in solchen Fällen ist Meineid

leicht nachweisbar — zweitausend wandern jährlich ins Zuchthaus — unter vielleicht hunderttausend Meineidigen.

Das hat nichts mit „Moral“ zu tun. Auch den Zweitausend geht es nicht um die Moral. Denn man kann von niemandem verlangen, daß er sich eines vom Gesetz konstatierten Verbrechen klar wird, das im realen Leben überhaupt nicht existiert. Das ist keine Gewissenlosigkeit — das ist Paragrafenwahnsinn!

Was im Augenblick von der Justiz gefordert werden muß, ist die Zulassung zum Eid auf Neutrikle zu beschränken und die Strafen für Meineid in Gefängnisstrafen zu verwandeln — wenigstens so lange man noch kein rechtstechnisches Hilfsmittel gefunden hat, das für das Publikum weniger gefährlich ist. S. C.

Laßt Pelze sprechen

Der lebhafte Pelzmantel ist aus schmiegsamem Breitwolltuch oder aus zufflichem Hermelin. Um diese beiden Stoffe drängen sich die Wünsche der Frauen, so schreibt kauft eine bürgerliche Modenlauberin in ihrem stimmungsvollen Wochenbericht. Allerdings, die Frau Generaldirektor kann diese Behauptung leicht befechten; denn sie hat noch einen unverdorbenen Geschmack und eine Taillenfähigkeit, die durch den Wank des Herrn Gemahls „Schwarzmann“ gehalten wird. Aber, was die „Wünsche“ des größeren Teils der Frauen in gegenwärtiger Saison anbelangt, so muß ich schon sagen, daß da mancher Ehemann nachts im Traume noch hell aufschrien würde, wenn er von seiner Frau den ehrenvollen Auftrag bekäme, ihr einen Pelz zu kaufen. Gewiß, man trägt jetzt Pelze. Die Kürschner behaupten sogar, daß wir ein besonderes Pelzjahr haben und nach dem neuesten Pfiff das Köpfchen der neuesten Dame von einem mächtigen hohen Krage umschmeißt ist, während die Vermeil zu Ballons wachsen oder sich zu breiten Tüllen lösen.

Laßt Pelze sprechen

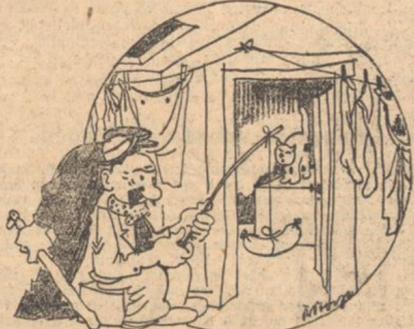


Zwei Herzen und ein Gedanke

„Laßt Pelze sprechen!“ heißt es jetzt. Wer einen hat, läßt ihn mit jugendlichen Tendenzen nach außen wirken und freut sich, wenn neidvolle Blicke das Fell bemundern.

Da trümpelt zum Beispiel die Frieda. Im gewöhnlichen Wertmaßstab macht sie einen beachtlichen Eindruck und ist in der Auswahl ihrer Ausgeklappten dementsprechend. Heute trägt sie ihren neuen Pelz. Das ist für sie „fürnehmer“. Dem jungen Mann mit dem schäbigen Winterpaltolet hat sie bereits an der Ecke mit einem „Danke“ einen satzamenlichen Korb gegeben. „Nehmen Sie, das Sie weiter kommen“, hat sie gesagt. „Belästigen Sie mich nicht!“ Und eine Viertelstunde später sitzt sie mit einem parfumierten Herrn mit Originalschmitten im Café. Glänzende Partie — sie ist sich ihrer Chancen bewußt. Bei so einem Pelz! Sieht er doch aus wie ein Polarfüchsen. „Er“ hält ihn für schwarz gefärbtes Hermelin aus neueste Selbstheit. Nur der Pelz selber würde bestimmt anderer Meinung sein. Er würde, wenn er nicht stumm wäre, mit jämmerlichem Geheul verfluchen, daß er in Wirklichkeit der Rater Pelz ist und auf dem Dachboden ein unruhliches Gebe geunten habe. Im Geiste würde man sehen, wie im Dunkeln eine Käte auf einer alten Wertzeitung sitzt und schnurrt. Man würde sehen, wie sich der Schatzen eines koppelbärtigen Mannes nähert und die verhängnisvolle

Schwingung eines Bierlegels erleben, dem ein dramatisches „Miau“ den Abschlus gibt. Ein Kabendrama, das manche elegante Dame auf den Schultern trägt.



Aktion zur Bedung des Pelzumsatzes in der Großstadt

Wenn Pelze reden könnten, sie würden ihre eigene Sprache haben und den äußeren Glanz verlieren. Ob jetzt der Pelz echt ist oder nicht, ob er besaßt oder nicht besaßt wurde, oder ob er kein Stanzquartier im Fandhaus hatte — Pelz ist Pelz.

Die Damen sind sich ihres schmerzlichen Einbruchs bewußt. Mehr wie die Pelzstücke braucht man nicht zu haben, das ist elegant, das ist feil. Nur wir armen Männer sind dabei die Leidtragenden und besonders mein Freund Karl. „Der Teufel kennt sich bei der neuen Mode aus“, klagt er kürzlich. Die Pelztragen tragen jetzt die Weiber so hoch, daß man kein Gesicht mehr sehen kann. Neulich hab' ich eine angeprochen und durch den Stadtratzen gefahren.



Ihre Hoheit — der teure Pelzmantel

Beim Tor hab' ich gedacht, wenn du ihr jetzt einen Kus abgibst, dann ist ein Gedanke von Schiller. Meinst, ich hab' ihren Mund gefunden? Nichts zu machen — und wie wir wieder ans Licht gekommen sind, hab' ich das ganze Maul voller Haare gehabt. Na — hör' mir nur auf mit dem schiden Pelztragen.“

(Text und Zeichnung von Karl Stone, Nürnberg.)

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schörlauer

Sovonicht bei Verlag Carl Duncker-Berlin

69)

(Nachdruck verboten.)

Er schlug mit der rechten flachen Hand auf die Stirn, daß es stoll nachschickte.

„Ja — und?“ fragte sie wieder. „Und — und?“ fragte er wieder. „Ich werde ihn finden und berechnen und erforschen, so wahr Leverrier in Paris den Neutun 1846 errechnet und Galle in Berlin ihn dann am Himmel gefunden hat.“

Da fragte sie deutlicher: „Wo warst du den ganzen Tag?“

Er überlegte trübhaft und langsam lächelnd. „Ja, der Daus, wo bin ich denn überall gewesen? Wort mal. Sm. Kungelauten bin ich wie ein verrückter zuerst, das weiß ich noch. Und dann habe ich auf der Steinmole der Jollette gelegen, das ist mir auch noch so dunkel in Erinnerung. Na ja, auf der Steinmole habe ich in der Sonne gelegen, lang ausgestreckt auf dem Rücken, und in den Himmel geschaut. Du wirst lachen, Bräutigam — er lagte jung und glücklich, doch sie schweig mit zusammengeklippen Lippen, die Hände über dem Busen gefaltet — „om hellen lichten Tage, mit blohem Lugo, habe ich am Himmel in den letzten Tiefen unseres Sonnensystems diese neunten Planeten gesehen! Richtig gesehen! Natürlich! Unklar. Aber geistig, verheißt du, ganz klar, greifbar wie im klaren Rohr, ganz klar und deutlich. 52mal weiter von der Sonne entfernt als die Erde — eine Vision. Aber das sage ich dir, mitzonen, auf diese Vision baue ich den Leuten die größte astronomische Entdeckung des zwanzigsten Jahrhunderts.“

„Sofort hast du mir gar nichts zu sagen“, verfluchte sie wieder. „Er hörte nicht den verhörenden Klang ihrer Worte, sah nicht ihr züchtliches Hinterköpfchen. Er sah nur den neunten Planeten und hörte nur sein Brausen im All.“

„Dot“, rief er übermütig, „viel habe ich dir noch zu sagen. Jetzt klang es ebenmäßig erit an. Darfst nicht traurig sein, Wädel. Nicht es freizeiten. Ich muß fort. Die Drommeten schmettern. Das alte Schlachzloch steigt, laßt die Obren zurück und galoppiert davon.“

„Du willst fort?“

„Muh doch, Kind. Die Arbeit threit: noch mir, wie die Mueszin vom Minaret nach den Gläubigen. Komme wieder, wenn ich fertig

bin. In zwei, drei Jahren ist der Rutsche gefunden und auf der Himmelskarte wie ein festener Schmetterling im Glaslästen aufgeblüht.“

Tränen standen in ihren grauen Augen, Tränen des Schmerzes und des Jörnes. Er hatte sie nicht verlassen. Er hatte sie statt verlassen. Seine Hochzeit, ihre Hochzeit glatt verfallen.

Er deutete ihren seuchten Kummer falsch. „Nicht traurig sein, chérie“, tröstete er weich und trot, zu ihr. „Treu dich doch mit mir. Arbeit — Arbeit!“ Er hob wieder die Arme hoch über sich. „Endlich wieder Arbeit dort oben, wieder hinein zwischen die Welten ins Unendliche! Wenn ich, jetzt noch eine Sternwarte hätte, läßest du den glücklichen Menschen vor dir, den dieser alte wurmstichige Klapperhahn Erde auf seinem Defel trägt.“

Ein kleiner, unbestimmter Laut drang aus ihrer Kehle.

„Denk dir, Bräutigam“, redete seine Aufgewühltheit immer fort. „den neunten Planeten finden, woran die Astronomen mit der Zunft arbeiten, mit der die Letzte nach dem Erreger des Krebses forchen. Und ich, Klaus Dieter, werde ihn entdecken!“

Er schrie es ihr mit prophetischer Leidenschaft entgegen.

„Was kostet eine Sternwarte?“ fragte sie brüsk. Er hatte ihre Hochzeit verlassen über diesen Planeten, den er entdecken wollte. Ueber einen ungemessenen, unbekanntem, lächerlichen, fernem Stern hatte er sie, die er zu seinem Weibe machen wollte, glatt verlassen. Ein lumpiger Stern war ihm wichtiger als die Frau, die er heiraten wollte. Wegen dieses verfluchten Planeten hatte er sie der öffentlichen Schmach und Schande, dem Hohn und dem Spott aller ausgeleitet. Soviel bedeutete sie ihm! Soviel! Ihr Hoß verwandelte sich in Schmerz und Jörn und Verachtung. Nur ein Verlangen jurtte mit heißer weiblicher Flamme in ihr, wie ein stehender Funkenbrenner. Ihn los werden! Diesen Verfluchten aus ihrem Leben ausmerzen! Ihn fortzudrücken! Diesen Wahnsinnigen tilgen aus ihrem kelenkten vernünftigen Dasein!

„Was kostet eine Sternwarte?“ wiederholte sie.

„Zu mieten?“ fragte er gedehnt. „Die in Italien? Da steht es ja, in der Zeitung. Spotbilka. Er verlangt nur die Unterhaltskosten.“

„Wieviel ist das in Francs?“

„Etwa 7000 Francs. Aber wozu sich das Herz schwer machen! Werde mir irgendwo in Deutschland eine Arbeitsstelle erbetteln müssen, Heidelberg oder Potsdam oder — Wierlich. Alle rümsum befragen und belauern einen, man kann —“

Sie war ans Bett getreten, zählte.

„Hier hast du 7000 Francs für das erste Jahr“, sagte sie ihm und wartete die Schöne auf den Tisch. „Später sehen wir weiter.“

Er stierte auf das Geld, auf die Spenderin, in seinen Augen war eine wirre Bestürzung taumeliger Freude.

„So — reich bist du?!“ flüsterte er ohne Klang in der Stimme. Sie nickte.

„Woher?“

„Was kann das dich interessieren — bei deiner regen Teilnahme an meinem Gesicht.“

Er hörte kaum noch.

„Und das alles soll ich haben?“

„Ja.“

Da hatte er sie in den Armen. Sie wehrte sich nicht. „Ein Ende machen. Schluss machen. Ihn fortzudrücken! Schleunigst.“

„Wädel, chérie! Für mich würde ich es nicht nehmen. Nie.“

Das weicht du. Aber es ist ja nicht für mich. Du gibst es der Wissenschaft. Du gibst es dem Heiligsten im All, das er dir ewig danken wird. Wie die Menschheit der Königin Jhabella ewig Dank schuldet, daß sie die Fahrt des Columbus ermöglicht hat. In allen Veröffentlichungen über den Planeten werde ich deine Großmutter erwähnen, in allen —“

Er sprach weiter. Sie schälte bitter und jöttlich. Auch über das Wunder ihres stöplischen Reichtums ging er weg, wie über eine belanglose Bagatelle. Mit steifen Muskeln stand sie in fetter Umarmung.

„Da lieh er sie los. „Was inszwischen meine Sachen“, hat er dahinter kommen find. Man bildet sich immer ein, man vergißt gute Dinge fällt nicht unlos. Man vergißt die besten Gedanken.“

Er lag am Tisch. Sie packte. Er schrieb mathematische Formeln und rechnete mit kalter, klarer Ueberlegung.

„Vertig!“ sagte sie und schloß den Koffer. Alle seine Sachen hatte sie längst ausgeleert, wie vor ihr Barriet in Sevilla.

Er fuhr verächtlich gekört auf. „Geld. Sofort. So —“

„Ich will nur schnell einige Gedanken notieren, die mir heute gekommen sind. Man bildet sich immer ein, man vergißt gute Dinge fällt nicht unlos. Man vergißt die besten Gedanken.“

Er lag am Tisch. Sie packte. Er schrieb mathematische Formeln und rechnete mit kalter, klarer Ueberlegung.

„Vertig!“ sagte sie und schloß den Koffer. Alle seine Sachen hatte sie längst ausgeleert, wie vor ihr Barriet in Sevilla.

Er fuhr verächtlich gekört auf. „Geld. Sofort. So —“

„Ich will nur schnell einige Gedanken notieren, die mir heute gekommen sind. Man bildet sich immer ein, man vergißt gute Dinge fällt nicht unlos. Man vergißt die besten Gedanken.“

Er lag am Tisch. Sie packte. Er schrieb mathematische Formeln und rechnete mit kalter, klarer Ueberlegung.

„Vertig!“ sagte sie und schloß den Koffer. Alle seine Sachen hatte sie längst ausgeleert, wie vor ihr Barriet in Sevilla.

Er fuhr verächtlich gekört auf. „Geld. Sofort. So —“

„Ich will nur schnell einige Gedanken notieren, die mir heute gekommen sind. Man bildet sich immer ein, man vergißt gute Dinge fällt nicht unlos. Man vergißt die besten Gedanken.“

Er lag am Tisch. Sie packte. Er schrieb mathematische Formeln und rechnete mit kalter, klarer Ueberlegung.

„Vertig!“ sagte sie und schloß den Koffer. Alle seine Sachen hatte sie längst ausgeleert, wie vor ihr Barriet in Sevilla.

Er fuhr verächtlich gekört auf. „Geld. Sofort. So —“

„Ich will nur schnell einige Gedanken notieren, die mir heute gekommen sind. Man bildet sich immer ein, man vergißt gute Dinge fällt nicht unlos. Man vergißt die besten Gedanken.“

Er lag am Tisch. Sie packte. Er schrieb mathematische Formeln und rechnete mit kalter, klarer Ueberlegung.

„Vertig!“ sagte sie und schloß den Koffer. Alle seine Sachen hatte sie längst ausgeleert, wie vor ihr Barriet in Sevilla.

Er fuhr verächtlich gekört auf. „Geld. Sofort. So —“